

Jenseits von Differenz „Ähnlichkeit“ in der Sozialen Arbeit

Eine Einleitung

Das Zusammenleben in einer pluralen Gesellschaft, die durch stetige Zuwanderung gekennzeichnet ist, bringt für die Zivilgesellschaft und die darin tätigen Akteur*innen mannigfaltige Herausforderungen und mitunter auch massive Konflikte mit sich. Diese Erkenntnislage ist nicht neu. Bereits Robert Ezra Park, Begründer der Chicagoer Schule für Soziologie, zeigte vor nunmehr 100 Jahren im vierstufigen „race-relations-cycle“ auf, dass die Integration von Zuwanderer*innen sich langwierig gestaltet und mit vielfältigen Konflikten einhergehen kann.¹ In der deutschen Diskussion um Zuwanderung wurde dieser Sachverhalt für einen langen Zeitraum nur am Rande zur Kenntnis genommen. Allzu lange hing man der Illusion an, Zuwanderung sei ein passageres Phänomen, das mit der Rückkehr der Arbeitsmigrant*innen ein Ende fände. Der dauerhafte Verbleib der Arbeitsmigrant*innen und wiederkehrende Fluchtbewegungen aus Kriegsgebieten in Bosnien, Syrien, Irak und anderen Ländern haben dazu geführt, dass Zuwanderung von großen Teilen der Zivilgesellschaft als ein dauerhafter Prozess begriffen wird. Darüber hinaus zeigten die Erfahrungen der letzten drei Dekaden, nicht zuletzt die Fluchtmigration nach Europa in den Jahren 2015/16, dass Integrationsprozesse nur dann erfolgreich und möglichst konfliktarm gestaltet werden können, wenn in den kommunalen Räumen ein professionelles Management implementiert wurde,

das in allen relevanten Handlungsfeldern (darunter Spracherwerb und Bildung, berufliche Qualifikation, Wohnungs- und Arbeitsmarkt) Ressourcen bereithält, diese einsetzt und notwendige Maßnahmen steuert und moderiert. Darüber hinaus wurde deutlich, dass professionelle Akteur*innen ihr Handlungswissen deutlich erweitern müssen. Verschiedene Wertesysteme und daraus abgeleitete Lebensentwürfe bedürfen der stetigen Vermittlung. Genau hier kommt häufig die Soziale Arbeit ins Spiel.

Die Soziale Arbeit stellt im weiten Bereich der integrativen Maßnahmen ohne jede Frage eine Schlüsselprofession dar. Ob in Unterkünften für Geflüchtete, Schulen, Beratungsstellen, Sozialamt oder Jobcenter – überall finden wir Sozialarbeiter*innen, die in vielen Sachangelegenheiten und bei kritischen Lebensereignissen professionelle Unterstützung anbieten.

Zum professionellen Arbeiten in Migrationskontexten zählt seit geraumer Zeit das Vorhandensein einer interkulturellen Kompetenz oder einer Differenzsensibilität. Sozialarbeiter*innen sollen die kulturellen und religiösen Hintergründe ihrer Klient*innen kennen. Ferner sollen sie wissen, wie möglicherweise kulturelle und religiöse Prägungen Verhalten beeinflussen. Überspitzt formuliert kann die interkulturelle Kompetenz ein Herrschaftswissen bereitstellen, das Sozialarbeiter*innen dazu befähigt, Klient*innen im Integrationsprozess zu steuern. Dies schließt ein, dass hierbei auch identifizierte Problemlagen von Klient*innen effektiv gelöst werden können. Dem Autor ist durchaus bewusst, dass dies eine sehr einseitige Sicht der Funktion einer interkulturellen Kompetenz darstellt. Den Hintergrund bilden hier die Erfahrungen aus Fortbildungsveranstaltungen der Arbeit mit Geflüchteten, in denen den teilnehmenden Fachkräften, zumeist Sozialarbeiter*innen, immer wieder krude

Typologien von Flüchtlingsidentitäten präsentiert wurden. So gab es z. B. das Konstrukt des „syrischen Mannes“, der in der Familie als Patriarch und Despot auftritt und fragwürdigen Ansichten über die Familie anhängt.

Wissen über andere Kulturen und Religionen kann sicherlich Verstehensprozesse im professionellen Handeln einfacher machen und Hilfeangeboten zum Erfolg verhelfen. Es kann aber auch das Gegenteil eintreten. Hierzu ein Beispiel²: Frau Kröger arbeitet seit 15 Jahren an einer Realschule. Seit gut drei Monaten macht sie sich große Sorgen um Samir, der die neunte Klasse besucht. Frau Kröger ist der Auffassung, der Junge habe sich in den letzten Monaten sehr verändert. Er gebrauche häufig religiöse Redewendungen und störe den Unterricht mit unangemessenen Bemerkungen über eine wachsende Muslim*innenfeindlichkeit in Deutschland. Auch die mehrtägige Klassenfahrt habe er verweigert, da eine „sittsame“ Trennung der Geschlechter nicht möglich sei. Frau Kröger hat vor Kurzem eine mehrtägige Fortbildung zum Thema Salafismus absolviert. Auf der Grundlage der neu erworbenen Fachkenntnisse ist sie zu der Erkenntnis gelangt, dass Samir sich in einem Radikalisierungsprozess befindet. Sie sieht dringlichen Handlungsbedarf, da Samir zu entgleiten drohe. Der „Fall“ wird mit der Schulsozialarbeit und der Schulleitung besprochen. Es kann kein Konsens erreicht werden. Der Schulsozialarbeiter ist der Ansicht, dass die gegenwärtige provokante Performance der Adoleszenz geschuldet sei, und plädiert für Gelassenheit. Der Schulleiter hingegen stimmt Frau Kröger zu und man bittet Samir zu einem gemeinsamen Gespräch, an dem Schulleitung und Beratungsteam teilnehmen. Das Gespräch verläuft äußerst ungünstig. Samir ist empört über die Anwürfe, die Frau Kröger erhebt, und will die Vorwürfe auch nicht weiter besprechen, da er das Gespräch als einen Übergriff empfindet. Das Gespräch

verläuft folglich ergebnislos. Samir geht Frau Kröger fortan aus dem Weg und verweigert eine über den Unterricht hinausgehende Kommunikation. Der Schüler schließt ein Jahr später die Realschule erfolgreich ab. Für eine Radikalisierung gab es keine weiteren Anzeichen.

Das Beispiel zeigt, dass die Zuschreibung von Kategorien, hieraus folgende Bewertungen und darauf aufbauende Prognosen bezüglich der Entwicklung einer Person zu gravierenden Fehlurteilen führen können. Pädagogische Fachkräfte sollten daher stets ihre Sichtweisen und Vorgehensweisen kritisch reflektieren. Hilfreich sein können hierbei auch Theorien und Methoden, die nicht unmittelbar aus der Sozialen Arbeit stammen. Nachfolgend soll ein Modell skizzenhaft vorgestellt werden, das bewusst auf Kategorisierungen, Bewertungen und Fixierungen verzichtet und aus dem sich Überlegungen für eine gute Praxis ableiten lassen.³

Ähnlichkeit und Ambiguität

Das Konzept der Ähnlichkeit, das hier in seinen Grundzügen vorgestellt werden soll, stammt von den Literaturwissenschaftler*innen Anil Bhatti, Dorothee Kimmich, Albrecht Koschorke und Jürgen Wertheimer sowie dem Historiker Rudolf Schlögl. Die Autor*innen gehen in ihrer Schrift *Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma* von der Prämisse aus, dass es nicht nur ein Denken in Differenzen gibt, sondern auch eine Philosophie des Sowohl-als-auch oder der Ähnlichkeit.⁴ Das Konzept der Ähnlichkeit kann auf eine lange Tradition verweisen: Es findet sich sowohl in der klassischen Philosophie, so bei Platon, Thomas von Aquin und Gottfried Wilhelm Leibniz, aber auch im magischen Denken.⁵ Moderne Konzepte von Ähnlichkeit beziehen sich unter anderem auf den Philoso-

phen Ludwig Wittgenstein, der den Begriff der Familienähnlichkeit geprägt hat, sowie auf den Kunsthistoriker Aby Warburg und den Philosophen Fritz Mauthner.

Nach Auffassung der Autor*innen kommt dabei insbesondere Mauthner eine herausragende Bedeutung zu, da dieser den Begriff der Ähnlichkeit mit „hochaktuellen Überlegungen zur Funktionalität des Ungefähren verbinde“.⁶ „Unsere ganze Klassifikation der Natur, also unsere ganze Sprache ist gegründet auf das wechselnde Spiel von Ähnlichkeiten [...] Dabei möchte ich aber behaupten, daß diese bloße Ähnlichkeit, d. h. die wissenschaftliche oder mathematische Unvergleichlichkeit der Dinge erst unser Sprechen oder Denken möglich gemacht hat, daß also erst die Lücken unserer Vorstellungen, die Fehler unserer Sinneswerkzeuge unsere Sprache gebildet haben. Würde unser Gehirn von Natur aus auch nur annähernd so genau arbeiten wie Mikroskope, Präzisionsthermometer, Chronometer und andere menschliche Werkzeuge, würden wir von jedem Einzelding ein so scharfes Bild auffassen und im Gedächtnis behalten, dann wäre die begriffliche Sprache vielleicht unmöglich [...] Im Ernst, die ganze Begriffsbildung der Sprache wäre nicht möglich, wenn wir nicht unter lauter lückenhaften Bildern umhertapten, eben wegen der Lückenhaftigkeit die Ähnlichkeit überschätzten und so aus der Not eine Tugend machten.“⁷

Ähnlichkeit stellt hier folglich nicht eine unpräzise, unaufgeklärte Verbindung dar. Vielmehr bildet Ähnlichkeit die „Voraussetzung für Sprachgebrauch“ und Begriffsbildung überhaupt. Mauthners Überlegungen und eine hieraus ableitbare Heuristik finden sich heute mit der Fuzzylogik in der Technikentwicklung ebenso wie in den Kognitionswissenschaften (kognitive Schemata) wieder. Darüber hinaus ermöglichen sie auch einen anderen Blick auf die Phänomene

Migration, Integration, Inklusion und Exklusion. Die Betonung von Differenz und Alterität produziert eine Andersheit, die sich als beständiges Problem erweist. Das Konzept der Ähnlichkeit dagegen vermeidet Dichotomien. Vielmehr versucht es, Überlappungen und Abstufungen in kulturellen Zusammenhängen zu identifizieren und zu verstehen. „Ähnlichkeitsbeziehungen sind Unschärferelationen, die nicht auf logische Operationen mit diskreten Begriffen setzen, sondern eher geschulte Beobachtung, trainierte Aufmerksamkeiten, Erfahrung, Material und Praktiken einsetzen.“ Ähnlichkeit ist immer ein „unscharfer“ und „relationaler Begriff“, der Vereindeutigung ausschließt.⁸

Zudem lässt das Konzept der Ähnlichkeit Ambiguität zu. Diese ist eine wichtige Voraussetzung für Ambiguitätstoleranz. Der Begriff steht dem Islamwissenschaftler Thomas Bauer zufolge für die Fähigkeit, Mehrdeutigkeiten, unlösbare Widersprüche und Ungewissheiten auszuhalten.⁹ Dies bedeutet auch, dass man nicht der Versuchung unterliegt, alles erklären und verstehen zu müssen oder zu allem eine Meinung zu haben. Beispielsweise sind die Ursachen von Flucht und Migration in der Regel hochkomplex und folglich kompliziert. In der Integrationsdebatte jedoch, so scheint es, ist Wissenschaft nicht gefragt. Jede*r ist Expert*in und fühlt sich berufen, eindeutige politische Positionen zu beziehen. Ähnlich verläuft auch die Islamdebatte. Hier gibt es allorts ausgewiesene Expert*innen. Wer braucht hier noch akademisch ausgebildete Islamwissenschaftler*innen?¹⁰ Zusammengefasst ist Ähnlichkeit nach Bhatti und Kimmich ein Konzept, „das die bekannten Oppositionen wie etwa die von Homogenität und Heterogenität oder auch Identität und Alterität ablösen oder ergänzen kann.“¹¹ Sie wirkt in beide Richtungen als ein Korrektiv, das Diskurse offenhalten kann und problematische Positionierungen verhindert.

Nach diesen zunächst erkenntnistheoretischen Überlegungen ist es an dieser Stelle durchaus lohnend, erneut das Beispiel von Samir aufzugreifen. Der Schüler nutzte religiöse Floskeln, die in der öffentlichen Debatte häufig als eindeutige Indizien für eine islamistische Haltung betrachtet werden. Die Lehrkraft ist offenkundig nicht in der Lage, diese Symbolik und das hinterlegte Bewertungssystem kritisch zu hinterfragen. Stattdessen wird in einem unmittelbaren und reaktiven Modus identifiziert, klassifiziert, bewertet und gehandelt. Im Fazit bedeutet dies: Samir ist nun ein Muslim, der Gefahr läuft, äußerst problematischen Ansichten anzuhängen. Hätten die Schulleitung und die Klassenlehrerin, angelehnt an das Konzept der Ähnlichkeit, eine Zwischenposition bezogen, hätten sie darauf verzichtet, mit messerscharfen Begriffen und schnellen Schlussfolgerungen ein abgeschlossenes Bild des Schülers zu entwerfen, das mit einer ungünstigen Prognose versehen ist. Stattdessen hätten sie mit Bedacht zunächst genaue Beobachtungen durchgeführt. Der Verzicht auf unmittelbares Verstehen und Interpretieren und damit auf Machtausübung kann Unschärfen hervorbringen, die erste Impulse für einen fruchtbaren Dialog ermöglichen, der ohne Konfrontation, Widerstand und Unterwerfung auskommt und vielmehr von Offenheit und Respekt gekennzeichnet ist. Beide Prämissen schaffen Raum für die Erkundung von Motiven, Wünschen und Hoffnungen des Schülers.

Gerade im Bereich sozialer und kultureller Inklusion und Exklusion, aber auch in anderen Bereichen der Sozialen Arbeit kann sich Ähnlichkeit als nützlich erweisen, die Mehrdimensionalität von Phänomenen in der ganzen Bandbreite zu erkennen. Dabei geht es nicht um die Differenz von „eigen und fremd“, sondern um Zwischenpositionen, die zugleich ein Innen und Außen umfassen. Der Soziologe Georg Simmel entwickelte diesen Zusammenhang zu einer Typologie des sozialen Raumes: „Er spricht von ‚leeren Räumen‘,

‚Grenzwüsten‘, oder auch von ‚neutralen Räumen‘, die moderne Menschen um sich schaffen würden.“¹² Diese seien wie eine Art „No Man’s Land“, in denen sich gut über Lebensformen verhandeln lasse. Man müsse sich nicht verstehen und interpretieren, sondern nur tolerieren. Anders formuliert: Jede*r ist hier fremd und befindet sich in einer Zwischenposition. Diese Zwischenposition ist die Voraussetzung für einen machtfreien Raum, in dem sich fruchtbare Ähnlichkeitsbeziehungen entfalten können.

Das Beispiel Samir zeigt, dass Ähnlichkeit durchaus wichtige Impulse für die pädagogische Praxis in der Schule geben kann. In schulischen Lebenswelten, die durch eine hohe Heterogenität gekennzeichnet sind, kann insbesondere das Konzept des No Man’s Land zu einem neuen Verständnis schulischer Lebensräume führen. Niemandland bedeutet, dass der Klassenraum als ein neutraler Raum angesehen wird, in dem sich Schüler*innen und Lehrkraft aufhalten. Alle sind in gewisser Hinsicht Fremde, die sich mit Respekt und Rücksicht behandeln. Die Beziehungsverhältnisse sind nicht fremdbestimmt geordnet, sondern müssen stets neu ausgehandelt werden. Die Anwesenden müssen sich nicht ständig verstehen und interpretieren. Der Raum ist gekennzeichnet durch eine hermeneutische Abstinenz. Gefordert ist einzig Toleranz oder, präziser, eine Ambiguitätstoleranz, die Widersprüche und Mehrdeutigkeiten zulässt. Hierzu gehört sicherlich auch eine Haltung bei allen Akteur*innen, ein Schwarz-Weiß-Denken zu vermeiden. Ebenso beruhen Betrachtungen von Unterrichtsgegenständen zumeist auf unvollständigen Eindrücken. Daher überwiegen die mehr oder weniger „grauen Töne“. Vieles bleibt mehrdeutig und muss nicht in feste Kategorien aufgelöst werden.

xxx

Die kurze Einführung zeigt, dass das Konzept der Ähnlichkeit in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen und auch in weiteren Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit interessante Impulse für die Praxis bieten kann. Um die Thematik zu vertiefen, hatte sich das Redaktionsteam der *Perspektiven* dazu entschlossen, im Juni 2019 eine Fachtagung mit dem Titel „„Interkulturelle“ Soziale Arbeit – Eine kritische Auseinandersetzung mit Differenz“ durchzuführen. Auf dieser Tagung setzten wir uns kritisch mit dem Ansatz der interkulturellen Öffnung auseinander und reflektierten, welche Hemmnisse einer erfolgreichen, Zugangsbarrieren abbauenden Sozialen Arbeit im Wege stehen. Hierzu erläuterte Prof. Dr. Anil Bhatti (Jawaharlal Nehru University, Neu Delhi) das Konzept der Ähnlichkeit mit einer Vielzahl von Beispielen. Anschließend diskutierten wir gemeinsam mit praxisnahen Thesen, was diese Annäherung für die Praxis der Sozialen Arbeit bedeuten könnte. Das vorliegende Heft dokumentiert diese Auseinandersetzung.

Der erste Beitrag von Deniz Greschner befasst sich mit muslimischer Jugendarbeit, die häufig unter dem Aspekt der Radikalisierungsprävention fokussiert wird. Die Autorin zeigt, welche negativen Effekte eine Versicherheitlichung in der Jugendarbeit auslösen kann. Anschließend erörtert sie, wie das Konzept der Ähnlichkeit negative Markierungen zu vermeiden helfen kann. Zentral sind hier Bhattis Überlegungen zur hermeneutischen Abstinenz, die Fixierungen und Zuschreibungen verhindern und ein Sowohl-als-auch ermöglichen.

Anschließend erörtert Isabell Diekmann, ob das Konzept der Ähnlichkeit zur Verringerung von Vorurteilen und Intergruppenkonflikten in der Fanprojektarbeit beitragen kann. Die Autorin überträgt die theoretischen Überlegungen zum Konzept der

Ähnlichkeit von Bhatti und Kimmich (2015) unter Hinzunahme sozialpsychologischer Ansätze zu Intergruppenkonflikten auf die praktische Soziale Arbeit. Das Beispiel der Fanprojektarbeit in Deutschland macht deutlich, wie das Sichtbarmachen von Gemeinsamkeiten durch das Aufzeigen multipler Gruppenzugehörigkeiten und Prozesse der Individualisierung als Strategie zur Reduzierung von Vorurteilen und Konflikten zwischen rivalisierenden Gruppen in der Praxis genutzt werden kann.

Der letzte Beitrag von Araththy Logeswaran befasst sich mit der Frage, welche Auswirkungen ein ähnlichkeitsorientiertes Denken auf die Soziale Arbeit haben kann. Fokussiert wird hierbei auch das Thema interkulturelle Kompetenz. Sie zeigt, dass eine fehlgeleitete interkulturelle Kompetenz zu einem Schubladendenken führen kann, das Barrieren nicht abbaut, sondern reproduziert. Anschließend verdeutlicht sie, dass ein ähnlichkeitsorientiertes Denken hilfreich sein kann, um Dichotomien und kulturelle Hierarchisierungen aufzulösen.

Endnoten

- 1 Gabriele Christmann: Robert E. Park, Konstanz 2007, S. 83 ff.
- 2 Der Fall ist konstruiert auf der Grundlage von Beratungserfahrungen, die der Autor in den vergangenen sechs Jahren in verschiedenen Präventionsprojekten gewinnen konnte.
- 3 Die nachfolgenden Ausführungen zu Bhatti wurden, bis auf die angeführten Fallbeispiele, meiner Schrift „Identitätspolitiken und Schule“, Baustein 9 (S. 41–54) entnommen, die im Mai 2020 von der Action Courage e. V. in Berlin herausgegeben wurde.
- 4 Anil Bhatti et al.: Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur*, 36/1, S. 235.
- 5 Ebd., S. 240.
- 6 Ebd., S. 243.
- 7 Zitiert nach ebd., S. 243.
- 8 Ebd., S. 243 ff.
- 9 Thomas Bauer: *Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt*, Ditzingen 2018, S. 96.
- 10 Ebd., S. 89.
- 11 Bhatti et al., S. 243 ff.
- 12 Zitiert nach Bhatti et al., S. 247.

Literatur

Anil Bhatti et al.: Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 36/1

Thomas Bauer: Die Vereindeutigung der Welt. Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt, Ditzingen 2018

Gabriele Christmann: Robert E. Park, Konstanz 2007

Michael Kiefer: Identitätspolitik und Schule, Baustein 9, Berlin 2020